

## Berechtigte Klage oder Eigentor?

Anmerkungen zu dem Beitrag von Harding Meyer

Die Betroffenheit des Lutheraners Harding Meyer vom Institut für Ökumenische Forschung in Straßburg scheint groß. Er las die zweibändige Dokumentation über „Confessio Augustana im Echo der deutschsprachigen Presse“, die von der Katholischen Arbeitsstelle Rhein-Ruhr zusammengestellt worden und heute restlos vergriffen ist, und fand hier eine ökumenische Misere, „wie sie von der Presse seit einiger Zeit gepflegt und dadurch zugleich mitverursacht wird“ (Ökumenische Rundschau, 30. Jg, Heft 1, 1981, S. 71ff).

Die Klage, daß das Verhältnis von Kirche und Presse nicht konfliktfrei sei, wird seitens der Kirche vorgebracht, seit ihr Publikationsmonopol durchbrochen wurde und die Presse den Status einer Hofberichterstattung abzuschütteln vermochte. Harding Meyer kommt das Verdienst zu, diese Klage nun auch konkret im Blick auf die Ökumene ausgesprochen und konstatiert zu haben: Das Verhältnis von Presse und Ökumene ist heute „sichtlich gestört“. Dabei liegt die Betonung auf „heute“. Während in den 60er Jahren sich die Presse als Leistungsträger der Ökumene betätigte, sei „irgendwann zu Anfang der 70er Jahre“ das Zusammenspiel in eine Flaute geraten. Heute nun „herrscht einmal steifer, einmal böiger Gegenwind, der die ökumenische Bewegung zwingt, sich gerade gegen die Presse zu bewegen“. Harding Meyers griffige Kurzformel lautet: „Ökumene einst mit, dann ohne und nun gegen die Presse.“

Diese Behauptung wird von Harding Meyer in den Rang eines beweiskräftigen Urteils erhoben, indem er als Beweismittel die Debatte um die Confessio Augustana und die Jubiläumsfeierlichkeiten in Augsburg anführt.

Hier ist ein erster kritischer Einwand anzumelden. Um das pauschale Urteil abzudecken, bedarf es mehr als eines einzelnen Indizes. Anders gesagt: Der bilaterale Dialog von Theologen um eine bestimmte Fragestellung reicht zur Wahrheitsfindung nicht aus. Der „begrenzte Horizont“ birgt zwangsläufig die Gefahr einseitiger Beurteilungen und Wertungen in sich. Zumal dann, wenn Ankläger und Richter personell eins sind und der richtende Ankläger oder anklagende Richter sich nicht davon freisprechen kann, befangen zu sein. Schließlich gehört Harding Meyer zweifelsohne zu den Exponenten lutherischer Theologie, die sich äußerst engagiert in den Dialog um die CA mit ihren katholischen Kollegen begeben haben.

Hier kommt eine zweite Schwäche der Attacke von Harding Meyer zum Ausdruck, die eine vielleicht berechtigte Klage allzu leicht zur Selbstrechtfertigung und damit zu einem Eigentor werden läßt. Der emotionale Stil, angereichert mit Belehrungen in der Manier eines Nachhilfelehrers, läßt aufhorchen.

Im folgenden soll nun auf einige „Detailbelege“ eingegangen werden. Im Fall Küng sieht Meyer den Auslöser für die nun stattfindende ökumenische Pressekampagne. In der Tat wurde die Feststellung des römisch-katholischen Lehramts, Küng sei kein katholischer Theologe mehr, und der Entzug der *Missio canonica* weithin in der Presse sowie bei vielen evangelischen und katholischen Christen auch als anti-

ökumenisches Ereignis interpretiert. Das wohl auch aus gutem Grund. Kein Geringerer als der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Landesbischof D. Eduard Lohse, erklärte am 17. Januar letzten Jahres: „Über den Fall des Professors Küng zu urteilen, steht mir nicht zu. Dies ist in erster Linie ein Problem, das innerhalb der katholischen Kirche geklärt werden muß. Es geht uns freilich insofern an, als die Fragen, die da verhandelt sind, zum Teil Fragen sind, die aus dem Bereich der evangelischen Theologie kommen.“ Auch andere Theologen sahen infolgedessen in der Verurteilung der meisten Auffassungen Küngs indirekt auch den Protestantismus und die Methode des ökumenischen Dialogs mitbetroffen, die meint, durch die Überführung alter theologischer Kontroversen in Konvergenzen das ökumenische Ziel einer Kirchengemeinschaft zu erreichen. Reinhard Frieling vom Konfessionskundlichen Institut in Bensheim forderte deshalb: „Der evangelisch-katholische Dialog muß neu angesetzt werden, nämlich bei den im ‚Fall Küng‘ zur Debatte stehenden Positionen: bei der unterschiedlichen Weise, in der Wort Gottes und Glaube, Wort Gottes und Kirche und schließlich Glaube und Kirche aufeinander bezogen werden. Dabei wird sich vermutlich bestätigen, daß die römisch-katholische Kirche entgegen manchen Hoffnungen während der Papstdebatte der letzten Jahre keine Kirchengemeinschaft mit Kirchen haben kann, die nicht die römisch-katholische Auffassung vom Amt der Einheit ‚mit und unter dem Papst‘ teilen, und daß umgekehrt die evangelische Kirchen mit einer Kirche, die sich selbst und ihr Lehramt für unfehlbar in der Interpretation des Glaubens erklärt, zwar vielfältige Gemeinschaft wünschen, aber sicherlich weder heute noch in absehbarer Zukunft keine institutionelle Einheit anstreben“ (Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts, Heft 1, 1980, S. 14).

Den Fall Küng „als erfreuliches Zeichen für den kontroverstheologisch gesehen geringen Stellenwert, den das Unfehlbarkeitsdogma von 1870 heute offenbar besitzt“, anzusehen, fiel niemand ein — nicht nur in der Presse nicht. Die jetzt angebotene Deutung, „eine der protestantischen Kritik nicht nachstehende Infragestellung des Unfehlbarkeitsdogmas scheint also die volle Gemeinschaft in und mit der römisch-katholischen Kirche nicht zu tangieren“, weil nämlich Küng weiterhin römisch-katholischer Priester bleiben durfte, ist wohl eher als eine wohlwollende nachgeschobene Interpretation zu verstehen, die als „verheißungsvolle Perspektive“ nicht nur von Presseleuten eher in den Bereich des Irrealen als in den des Potentialen oder gar Realen angesiedelt wird. Allen denjenigen, die sich der Rezeption solcher Deutung versagen, antiökumenisches Verhalten vorzuwerfen, entbehrt der Grundlage.

Ohne hier die Gegenthese näher begründen zu können, soll sie doch ausgesprochen werden: Dank ihrer ökumenischen Sensibilität hat die Presse beim Fall Küng eine ökumenische Dimension mit ausgelotet, die gern vom römisch-katholischen Lehramt mit dem Hinweis, die Maßregelung sei eine rein innerkatholische Angelegenheit, unter den Teppich gekehrt worden wäre. Im Fall Küng den Beginn der antiökumenischen Epoche der Presse zu sehen, scheint sehr fragwürdig. Man könnte auch fragen: Hat die Presse sich hier nicht als kritisches Instrument bewährt, von der Institution Kirche Ökumene einzuklagen, die sie verraten sah?

Es ist müßig, hier noch einmal die gesamte CA-Debatte aufrollen zu wollen. Bestreiten möchte ich aber doch Harding Meyers Auffassung, die sechs Jahre lang geführte Diskussion um die CA sei „unter erstaunlichem öffentlichem Interesse“ ge-

führt worden. Zugeben will ich gern, daß sich erstaunlich viele Theologen an ihr beteiligt haben, den Charakter des öffentlichen Gesprächs hat sie jedoch nie erreicht. Nicht einmal die sogenannte „innerkirchliche Öffentlichkeit“ nahm sie in besonderer Weise zur Kenntnis, um wieviel weniger die „säkulare Öffentlichkeit“, der Bereich der „säkularen Medien“ also.

Daß dem so war, ist verständlich und wirft ein bezeichnendes Bild auf die CA-Debatte, die von den ökumenischen Fachexperten weithin ohne Rückkoppelung mit den an ökumenisch-theologische Argumentationen nicht gewöhnten „Laien“ geführt wurde. Die Fülle der immens vielen Zeitschriftenartikel ist noch kein Indiz für die öffentliche Teilhabe der verhandelten Thematik.

Dennoch, und das zeigt die Dokumentation der Katholischen Arbeitsstelle Rhein-Ruhr sehr deutlich, wurde die CA-Diskussion von den Pressejournalisten in vielfältiger Weise aufgegriffen, je näher das Jubiläum mit seinen Veranstaltungen ins Blickfeld geriet. Nach Harding Meyers Auffassung hat die Presse jedoch kläglich versagt, weil sie ein Faktum in seiner Besonderheit und Bedeutung „im wesentlichen einfach nicht wahrgenommen und nicht verstanden“ hat. „Keine Phase und kein Ergebnis irgendeines katholisch/protestantischen Dialogs unserer Tage“, so Meyer, „hat bislang von seiten der offiziellen Vertreter der katholischen Kirche auch nur entfernt eine solch positive Beachtung und inhaltliche Rezeption erfahren, wie das gemeinsame Bemühen um eine Neubewertung der Augustana.“

Die Presse also in der Pose der Ignoranz, die nicht den „identischen Duktus und Inhalt“ der offiziellen römisch-katholischen Erklärungen zur CA zur Kenntnis nimmt und damit sich der „Quintessenz des theologischen Gesprächs über die Augustana“ verschließt?

Für Harding Meyer liegt hier die „Wurzel des Jammers“, der hermeneutische Fehler, der das in seinen Augen negative ökumenische Pressebild über das Augsburger Jubiläum angesichts des Ekklats um die Ansprache von Papst Johannes Paul II. und Kardinal Willebrands hervorrief.

Erst einmal gilt es doch festzuhalten, daß die doppelte Panne, die Herausgabe von Texten an die Presse, die nicht unwesentlich von den mündlich vorgetragenen Worten des Papstes und des Kardinals abwichen, nicht zu Lasten der Journalisten geht. Harding Meyer und andere kennen die wirklichen Vorgänge. Die Journalisten in Augsburg wären schlechte Professionals gewesen, hier nicht ökumenische Ungeheimheiten zu wittern. Wer erwartet, sie hätten statt dessen „die vorausgegangenen theologischen Untersuchungen und den daraus sich ergebenden, sorgfältig abgewogenen und umschriebenen Konsens, den diese kirchlich-offiziellen Erklärungen sich zu eigen machen“, stärker berücksichtigen und verarbeiten müssen, verlangt, daß seine eigene Interpretation der Dinge als Arbeitsgrundlage für andere gelten möge. Die Presse tut dagegen gut daran, sich allerseits solchen Wünschen nach „Hofberichterstattung“ zu entziehen. Das trifft für Parteien, Gewerkschaften, Kirchen wie auch für die Ökumene zu. Was sich für Harding Meyer als „groteske Fehlinterpretation“ darstellt, hat in den Augen anderer durchaus nicht diesen Charakter. Die jüngste Stellungnahme des Reformierten Bundes zum Dialog zwischen der römisch-katholischen und den reformierten Kirchen (Wortlaut s. Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim, Heft 2/81) — und es sind nicht nur die Reformierten — zeigt überdeutlich, daß der langjährige lutherisch/römisch-katholische

Dialog für die bundesdeutschen Reformierten Grund genug ist zu sagen: Bei dem, was da herausgekommen ist, können wir nur betonen, so bitte nicht!

Kurz, der von Harding Meyer so positiv gewürdigte lutherisch/katholische Dialog um die CA kann auch anders gewertet werden. Nicht jeder, der sich Harding Meyers Urteil versagt, kann eines unökumenischen Verhaltens bezichtigt werden. Stimmen wie die von Robert Leicht in der Süddeutschen Zeitung vom 25. Juni 1980 sind in ihrer Art ernst zu nehmen und kritisch zu reflektieren. Trotz aller demonstrativen Erklärungen und Aktionen verneint er eher die Frage, ob die CA mit 450jähriger Verspätung ihren Zweck erfüllen kann, „die ökumenische Verbindung zwischen der katholischen Kirche und den Kirchen der Reformation“ zu erreichen. „Je deutlicher man dieses Bekenntnis auf die Ökumene hin interpretiert“, betont Leicht, „desto stärker relativiert man seine konfessionelle Note, die seinerseits — aus der Kompromißstendenz des Reichstags zu verstehen — ohnehin etwas verdeckt worden war, mehr übrigens, als manchen Reformatoren lieb war. Je stärker die Lutheraner die Confessio auf die katholische Kirche hin interpretieren, desto weiter entfernen sie sich von ihren nicht-lutherischen Brüdern der Reformation. In der Tat kann man fragen, ob nicht mancher Lutheraner heute dazu neigt, unter dem schön klingenden Motiv von der Ökumene sich selbst in konservative Orthodoxie zurückzuziehen, da doch die Ökumene innerhalb der reformatorischen Kirchen so einfach und konfliktfrei eben auch nicht ist.“ Kommentaren wie diesen mangelnde Ökumene oder mangelnden Sachverstand vorzuwerfen, ist einfach nicht gerechtfertigt. Wer andererseits mit Begriffen wie einer katholischen „Anerkennung“ der CA spielt und dadurch überzogene Erwartungen weckt, darf sich nicht wundern, unter dem Strich eben an diesen Erwartungen gemessen zu werden. Die Betonung der Übereinstimmung zwischen Lutheranern und Katholiken „in zentralen Glaubenswahrheiten“, der Hinweis auf den „Grundkonsens“ und „die gemeinsamen Fundamente unseres christlichen Glaubens“ können und dürfen meines Erachtens nicht verschleiern, daß es auch heute zwischen den Kirchen einen *Fundamentaldissens* und nicht nur noch kleine, einfache technische Fragen gibt. Eine Presse, die sich hier „anstößig“ gebärdet, und sich den Blick durch ökumenische Theologen- und Kirchenerklärungen nicht trüben läßt, mag ich nicht antiökumenisch schimpfen.

Die katholische *kirchliche* Presse darf sich von Harding Meyer gestreichelt fühlen (S. 81), während die nicht-katholische kirchliche Presse mit der allgemeinen säkularen Presse an den Pranger gestellt und der destruktiven Kritik beschuldigt wird. Harding Meyer muß sich fragen lassen, ob er hier nicht allzu schnell konstruktives Verhalten mit einer gleichgeschalteten Jubelpresse gleichsetzt und Kritik als Destruktion brandmarkt. Nicht nur katholische Theologen, sondern auch kirchliche Journalisten wissen ein Lied von der Freiheit journalistischer Arbeit in der katholischen Kirche zu singen. Da mag eine Presse, die nicht für sich beansprucht, das unfehlbare Lehramt gepachtet zu haben und zu verwalten, der Ökumene hilfreicher sein. Harding Meyers Formel „Ökumene einst mit, dann ohne und nun gegen die Presse“ kann auch anders als in der von ihm vorgestellten Weise gedeutet werden. Verfolgt man den Verlauf des evangelisch/katholischen Dialogs ausgehend vom Zweiten Vatikanischen Konzil, so ließe sich vieles an ernüchternden Einsichten anfügen.

Versucht man trotz allem, der Klage Harding Meyers etwas Positives abzugewinnen, so scheint die Frage nach einer publizistischen Strategie der Kirchen in Sachen

Ökumene dringend vonnöten. Hier jedoch beißt sich die Katze in den eigenen Schwanz. Solange in den Kirchen, bei den Theologen, den Kirchenleitungen wie in den Gemeinden unter dem Schlagwort Ökumene alle möglichen Vorstellungen herumgeistern, darf man sich nicht wundern, daß die Presse in unterschiedlicher Weise reagiert. Falls die Katholische Arbeitsstelle Rhein-Ruhr einen ähnlichen Dokumentationsband anlässlich des Papstbesuches in Deutschland in Sachen Ökumene vorlegen würde, ließe sich wahrscheinlich das Verhältnis von Presse und Ökumene ganz anders bestimmen. Ob dies im Blick auf die ökumenischen Realitäten zutreffender wäre, mag hier offen bleiben. Die Behauptung darf zumindest geäußert werden, daß die Presse für die Tage des Papstbesuches dem „Dialog der Liebe“ vor dem „Dialog der Wahrheit“ ein größeres Gewicht eingeräumt hat.

Ökumene kontrovers in sich selbst, das scheint mir zur Zeit ein bedrängenderes Thema zu sein als die Beschäftigung mit der Frage, in welcher Weise die Presse als ökumenischer Buhmann wirkt.

Rüdiger Bieber